Zeitschrift: Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde

Herausgeber: F. Pieth

Band: - (1948)

Heft: 1

Artikel: Die kulturelle Situation Graubündens im Wandel der Zeiten

Autor: Poeschel, Erwin

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-397340

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die kulturelle Situation Graubündens im Wandel der Zeiten

Vortrag, gehalten an der Generalversammlung des S. I. A. am 31. August 1947 in der Kirche zu St. Johann in Davos-Platz*

Von Dr. Erwin Poeschel, Zürich

Wenn wir in einer Betrachtung, die sich im zeitlichen Rahmen des akademischen Maßes halten soll, von den Grundlagen der bündnerischen Kultur im Wandel der Zeiten etwas auszusagen haben, dann werden wir uns an einige bestimmt formulierte Leitgedanken halten müssen, wollen wir nicht Gefahr laufen, uns im Gestrüpp der Einzelheiten zu verlieren. Ich muß Sie also bitten, es mir nachzusehen, wenn ich Ihnen keinen streng chronologisch geordneten Bericht vorlege, sondern Ihnen immer wieder zumute, in Zeiten zurückzukehren, die wir bereits verlassen zu haben glauben.

Am Eingang einer jeglichen Untersuchung über die Grundlagen der Kultur eines Landes wird die Frage stehen, wie es mit den Trägern dieser Kultur bestellt ist, und um dieses Hauptanliegen haben wir uns dann wiederum unter zwei ganz verschiedenen Gesichtspunkten zu bekümmern: einmal unter dem Aspekt der völkischen Zugehörigkeit dieses menschlichen Kultursubstrates, und zweitens in der Blickrichtung darauf, welche soziale Schichten oder welche Stände im Wandel der Zeiten als Vollstrecker dieses Willens zu kulturellen Leistungen zu gelten haben.

Bewegen sich unsere Gedanken – mit diesen beiden Problemen beschäftigt – um die im Innern des Landes und Volkes wirkenden Kräfte, so führt uns eine dritte Frage über die Grenzen hinaus; sie lautet: welches waren die Einflüsse, denen sich Rätien – in wechselnder Stärke und in immer wieder sich verändernder Flutrichtung – im Wandel der Zeitläufte ausgesetzt sah?

Wenn Conrad Ferdinand Meyer in seinem Gedicht „Bacchus in Bünden" mit den Worten: „Weinfröhliche Räter, etrurisch Geschlecht", die Bündner ohne Zaudern als Abkömmlinge der Etrusker apostrophiert, so befand er sich damit im Einklang mit allen

---

* Unter Hinzufügung von Anmerkungen durch den Verfasser abgedruckt aus der „Schweizerischen Bauzeitung" 1947 Nr. 51 mit freundlicher Erlaubnis der Redaktion.

Chronisten bis auf die jüngste Zeit. Im Vertrauen auf antike Autoren glaubten sie nämlich daran, daß die Räter ein in die Alpen versprengter, von den Kelten aus ihren Wohnsitzen in der Poebene vertriebener Teil jenes rätselvollen hochkultivierten Volkes gewesen seien, das eine uns bis zur Stunde dunkel gebliebene Sprache redete. Die heutige Archäologie und die Sprachforschung haben sich von dieser Meinung abgewandt und wollen – was das Gebiet des heutigen Graubünden anlangt – höchstens einräumen, daß mit vereinzelten Einschüssen dieses Volkstums am Südrand unseres Landes (so im Misox) gerechnet werden könne. Doch vermittelte uns die Arbeit des Spatens, die insbesondere von den Bündner Prähistorikern Walo Burkart und Hans Conrad ausging, Erkenntnisse anderer, überraschender Art. Es erwies sich, daß – wie an den Keramikfunden abzulesen ist – etwa 500 Jahre vor Christi Geburt in Rätien neue Siedler erschienen, die zu den Veneto-Illyriern gehört haben müssen, also von dem Küstengebiet der Adria her (durch das Südtirol und über den Ofenpaß oder Reschenscheideck) hierher gekommen waren. Neueste Untersuchungen Burkarts im Lugnez haben nun aber gezeigt, daß – vermutlich aus der gleichen Richtung – offenbar schon 700 Jahre früher eine Immigrationswelle unser Land erreichte. Hinter diesen Begebnissen glauben wir das große dunkle Rauschen der vorgeschichtlichen Völkerbewegungen zu vernehmen, jener von Zeit zu Zeit ausbrechenden Unrast, die den Stämmen eingab, sich aus ihren Sitzen aufzumachen und andere Wohnstätten zu suchen. Und in der Tat fällt das Auftauchen einer neuen Kultur im hinteren Lugnez im 13. Jahrhundert vor Christi Geburt mit der sogenannten „Dorischen Wanderung" zeitlich annähernd zusammen. Der Aufklärung harrt indessen noch, welchen Stammes die Bevölkerung war, auf die jene Einwanderer trafen, und wie es um ihr Weiterleben nach der Ankunft der Fremdlinge bestellt war.

Wenn wir endlich noch erwähnen, daß nach den – in glücklicher Übereinstimmung sich treffenden – Ergebnissen der Ortsnamenkunde wie der prähistorischen Forschung im Lugnez das keltische Volk der Lepontier siedelte, so soll Ihnen dies zeigen, daß wir mit unserem Rückblick in die vorgeschichtliche Zeit hier nicht von allzu entlegenen Dingen handeln. Denn die Lepontier kamen hier offenbar aus dem von ihnen bewohnten Misox, und noch in den Herrschaftsverhältnissen des hohen Mittelalters ist

ein naher Zusammenhang der Mesolcina mit dem Lugnez deutlich sichtbar, obwohl die geographische Verbindung nicht sonderlich günstig ist. Wir werden später nochmals Gelegenheit haben darauf hinzuweisen, daß einmal ausgetretene Pfade niemals ganz vom Gestrüpp späterer Jahrhunderte völlig überwuchert werden, sondern immer wieder als Leitlinien kultureller Einflüsse ihre Aufgabe erfüllen.

Die Vorstellung davon, was dann mit diesem Volk der Räter nach der Unterwerfung des Landes durch die Kaisersöhne Druses und Tiberius im Jahr 15 vor Christus geschah, hat sich in jüngerer Zeit von Grund aus gewandelt. War man früher der Meinung zugeneigt, es sei nun eine völlige Substanzveränderung eingetreten durch Dezimierung und Deportierung eines großen – besonders des wehrfähigen – Teiles der Bevölkerung und Ansiedlung römischer Veteranen, Soldaten und Gewerbetreibender, so zweifelt heute kaum mehr jemand daran, daß davon nicht die Rede sein kann. Was sich abspielte, war zunächst lediglich eine militärische Okkupation zum Zwecke der Sicherung der Paßwege, die Einführung römischer Verwaltungseinrichtungen und der Ausbau der Straßen. Die eingeborene rätische Bevölkerung aber lebte auch unter den neuen Herren ungebrochen in ihrem alten Wesen weiter.

Die sichtbarste Folge dieser Besetzung und einer Herrschaft, die etwa 400 Jahre dauern sollte, war jedoch die Romanisierung in sprachlicher Beziehung. Sie drang vermutlich sehr langsam durch, vielleicht erst im 4. Jahrhundert nach Christi Geburt, erhielt sich aber dann – da Graubünden von den Stürmen der frühmittelalterlichen Völkerwanderung verschont blieb – mit echt alpiner Zähigkeit bis auf den heutigen Tag. Wenn wir also Graubünden das „Land der Rätoromanen" heißen, so müssen wir uns dessen bewußt bleiben, daß wir damit nur einen sprachlichen, keinen völkischen Tatbestand bezeichnen: denn unter den Rätoromanen haben wir nicht etwa in Rätien lebende „Römer" oder doch Italiker zu verstehen, sondern romanisch – das heißt ein aus der lateinischen Mutterwurzel erwachsenes Idiom – sprechende Räter.

Doch ist die Sprache nicht nur ein technisches Verständigungsmittel zwischen den Menschen; sie wirkt zurück auf den Geist dessen, der sich ihrer bedient, formt die Art seines Denkens, vermittelt ihm Vorstellungsinhalte, und so darf man – da zudem römische Institutionen auch nach dem Zusammenbruch des Impe-

riums in mancher Hinsicht in Currätien weiterbestanden – sagen, daß hier bis ins Frühmittelalter ein Reservat römischen Wesens wie ein Riff in den Norden ragte. Denn die Eingliederung in das Frankenreich um 536 ließ die staatliche und kulturelle Struktur des Landes zunächst unverändert, und erst als Karl der Große auch Rätien durch die Einführung der Gauverfassung seinen Zentralisierungstendenzen unterwarf, vollzogen sich hier Veränderungen, die nicht nur die sprachliche Germanisierung beförderten, sondern sicherlich auch in die Volkssubstanz einwirkten. Denn es lag im Wesen des fränkischen Lehenssystems, daß nun eine Durchsetzung des Landes mit Getreuen der neuen Herren sich vollziehen mußte.

Eine weitere, in ihren Auswirkungen wohl noch intensivere Durchdringung der Bevölkerung mit germanischen Elementen vollzog sich dann im hohen und späten Mittelalter durch die in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts einsetzende Zuwanderung alemannischer Bauernsippen aus dem Oberwallis, teils direkt über Furka und Oberalp, teils auf Umwegen über das Pomat. Ihr vitaler, im freien Bergwind gehärteter Schlag war von besonderer Bedeutung für die Kultivierung hochgelegener Böden, sogenannter „Wildinen", und an diese Kolonisierungen zu erinnern besteht heute und hier vor allem Anlaß, da wir uns in Davos auf dem Territorium, wenn auch nicht der ältesten, so doch der in der Landesgeschichte bedeutendsten Walsergemeinde befinden, die in einem der drei rätischen Bünde, dem Zehngerichtenbund, durch Jahrhunderte die Führung hatte.

Daß auch die italienische Nachbarschaft in die südlichen Talschaften bis ins Engadin hinauf Einwanderer abgab, bedarf wohl kaum einer besonderen Erwähnung. Doch spielte sich diese Immigration mehr im Sinne einer allmählichen Einwirkung als einer stoßweisen Invasion ab.

Nach diesen nur in ganz vereinfachenden Linien entworfenen Versuchen einer Charakterisierung der völkischen Substanz, des Kultursubstrates, soll nun der Frage näher getreten werden, welche Schichten im Laufe der Zeiten in soziologischer Hinsicht als Träger dieser Kultur zu betrachten sind. Daß wir uns mit diesem Anliegen nicht an die Vorzeit, sondern nur an die geschichtlichen Epochen wenden können, heischt keine Begründung.

Wenn wir hier nun mit dem Blick auf das Frühmittelalter beginnen, so müssen wir uns von der Faszination des Wortes von der „Abseitigkeit des rätischen Berglandes" frei machen. Es projiziert eine spätere, vor allem unsere heutige Anschauung, die als Zentren der Kultur die Städte betrachtet, in eine Zeit, für die sie nicht gilt. Das Frühmittelalter war – von den wenigen dürftig weiterlebenden ehemaligen Römerorten abgesehen – in unseren Breiten städtelos. Die Quellen seines kulturellen Lebens flossen an den geistlichen Zentren, den Bischofssitzen und insbesondere den Klöstern. Diese Stätten geistlichen Dienstes bildeten eine über das ganze Abendland ausgespannte Gemeinschaft, durch Verbrüderungen, Briefwechsel, Handschriftenaustausch und regelmäßige Zusammenkünfte ihrer Oberen nahe verbunden. Churrätien hatte an dieser Ökumene höherer Bildung im Frühmittelalter nahen Anteil mit dem Bischofssitz Chur und der Priesterschule bei St. Luzi, dann aber auch mit den Klöstern Disentis, Cazis, Mistail und Münster.

Es darf wohl ohne Bedenken ausgesprochen werden, daß man sich von der kulturellen Blüte in Currätien während der Karolingerzeit bisher eine unzureichende Vorstellung gemacht hat. Wir wollen noch nicht einmal allzu sehr darauf pochen, daß sich in Graubünden allein nördlich der Alpen ein großer Zyklus karolingischer Monumentalmalerei erhalten hat. Es sind dies, wie Sie wissen, die ins Landesmuseum übertragenen Fresken aus dem Kloster Münster, die – was sich bei einer in diesem Sommer begonnenen Renovation der Kirche deutlich gezeigt – nur Ausschnitte aus einem viel größeren Zyklus sind. Bedeutungsvoller für unsere Frage aber scheint uns noch, daß dem Charakter dieser Malereien zwar eine etwas derbe Formgebung, aber nichts stilistisch Zurückgebliebenes anhaftet, daß sie vielmehr mit den Werken der karolingischen Palastschule wie gewissen Fresken in Rom auf gleicher Entwicklungsstufe stehen. Wenden wir uns aber von der Malerei zur Plastik, so finden wir Fragmente dekorativer Reliefkunst aus Marmor und Stuck zu Chur, Disentis und Münster in großer Zahl. Was aber besonders unsere Aufmerksamkeit verdient, ist, daß sich alle diese Arbeiten von Ort zu Ort in ihrer Formensprache sichtbar unterscheiden: etwa in der Weise, daß in Chur klassisch-antike Elemente deutlicher hervortreten als in Münster, wo hinwiederum ein Zusammenhang mit nordischen Motiven erkennbar ist. Das kann wohl anders nicht ausgelegt werden, als daß wir es hier nicht mit

lose angeschwemmtem Import zu tun haben, sondern daß an jedem dieser Orte eigene Werkstätten tätig waren, die in individueller Weise das Formengut der Zeit verarbeiteten.

Wie dies geschah, ist unserer Bewunderung wert, denn besonders die dekorativen Marmorreliefs von Chur und Münster haben nichts von provinziellem Wesen an sich, sie stehen vielmehr in der Präzision und der künstlerischen Qualität den Stücken nicht nach, die wir in Italien oder Südfrankreich finden. Nehmen wir – zur Charakterisierung des kulturellen Niveaus dieser Epoche des rätischen Frühmittelalters – noch hinzu, daß wir uns für berechtigt halten dürfen, einen bestimmten Typus des Sakralbaues – die ungeteilte Saalkirche mit drei Apsiden, die nur in Graubünden in einer ganzen Gruppe auftritt – als autochthon anzusprechen, und daß endlich der Paläograph gewisse Werke der churischen Schreibkunst zu den schönsten Beispielen der karolingischen Kalligraphie zählt, so entsteht in unserer Ahnung das Bild einer kirchlichen Kultur, hinter dem das Vorurteil von der „Abseitigkeit eines Berglandes" entschwindet.

Je weiter wir nun ins Hochmittelalter hineinschreiten, desto eindrucksvoller tritt uns ein anderer, ein weltlicher Stand, als Träger kulturellen Lebens vor Augen: der Adel. Reste seines Erbes sind die Burgen, die – zum überwiegenden Teil allerdings heute in Ruinen liegend – ehemals in großer Zahl (wir kennen über 200 Burgstellen in Graubünden) von Hängen, Graten und Zacken blickten. Wohl gab es unter ihnen bescheidene Behausungen kleiner bischöflicher Ministerialen ohne Glanz und höheres Ansehen, aber manche dieser Burgen waren doch auch Geschlechtern mit Macht und Einfluß zu eigen, deren Namen jeder kannte, wo süddeutsche Ritter zusammenkamen. Und wie die Stifte einer geistlichen Ökumene angehörten, so waren diese Herren von Sax, Vaz, Belmont, Räzüns, Toggenburg oder Werdenberg Glieder einer großen abendländischen weltlichen Standesgemeinschaft, waren teilweise durch verwandtschaftliche Bande mit führenden Häusern Süddeutschlands und Österreichs verknüpft und nahmen an ihrer Kultur teil.

Wir dürfen es uns aber nicht so vorstellen, daß diese beiden Schichten in ihrer Bedeutung für das kulturelle Leben des Landes reinlich voneinander zu scheiden wären. Einmal empfing ja der Adel seine Bildung vorwiegend von geistlichen Lehrern, anderseits jedoch flossen die Mittel, die den Aufschwung kirchlicher Bautätig-

keit in romanischer Zeit erst ermöglichten, wohl zu nicht geringem Teil aus der Hand der Feudalherren. Ganz abgesehen davon, daß ihnen als Folge des von den Franken auch in Currätien eingeführten Eigenkirchenrechtes zahlreiche Gotteshäuser gehörten, so waren sie es vor allem, die durch Stiftungen und Vergabungen die materielle Grundlage für jene große kirchliche Bautätigkeit des 12. Jahrhunderts legten, von der uns noch zahlreiche Campanile, Halbrundapsiden und vor allem die großartige Bilderhandschrift der Zilliser Decke – die älteste uns noch erhaltene figürlich bemalte Kirchendecke der Welt überhaupt – Zeugnis ablegen.

Es mag auch nicht rein zufällig sein, daß gerade jene Kunst, die wir als die vollkommenste Manifestation des höfischen Lebens anzusehen uns gewöhnt haben – die Malerei der Frühgotik – in Fresken bündnerischer Kirchen in besonders vielen Denkmälern vertreten ist. Hier wirkten, wenn auch in derberer alpenländischer Weise ausgesprochen, die Standesformen weltlichen adeligen Lebens auf die Darstellungen religiöser Gegenstände ein, und ein Bild wie der zum Drachenkampf einhersprengende heilige Georg in der Kirche von Räzüns ist nichts anderes als die Übertragung einer Turnierszene auf einen religiösen Bildgegenstand.

Wenn wir auch der Zeugenschaft darüber nicht ermangeln, daß schon sehr früh, bereits im 12. Jahrhundert, die Angehörigen einer bäuerlichen Gemeinschaft Graubündens – es ist Lüen im Schanfigg – aus ihrem freien Eigen in genossenschaftlicher Weise eine Kirche errichteten, so tritt doch in breiterem Maße die Gemeinde als Trägerin einer größeren Bautätigkeit erst gegen Ende des 15. Jahrhunderts hervor; dann aber mit einer geradezu elementaren Kraft, die wohl nur damit zu erklären ist, daß damals das neu gewonnene Selbstbewußtsein der Gemeinden als der lebensbestimmenden Zellen des staatlichen Daseins nach einem sichtbaren Ausdruck verlangte. Diese spätgotische Bauwelle schlug in breiter Flut über das ganze Land; sie drang in die entlegensten Täler und weit hinauf in die Berge. Sie bedeutete nicht nur den Neu- und Umbau einer großen Anzahl von Kirchen, sondern auch die Ausschmückung ihrer Wände mit Wandmalereien und die Errichtung eines oder mehrerer jener goldfunkelnden Flügelaltäre, deren Graubünden heute noch mehr aufzuweisen hat als irgend ein anderer Teil der Schweiz.

Nach der großen Zäsur der Reformation tritt dann noch einmal – im 17. Jahrhundert – die Kirche im katholisch gebliebenen Landesteil als Trägerin baukünstlerischer Ideen in Erscheinung, wo als Manifestation der gegenreformatorischen Bestrebungen eine tiefgreifende Barockisierung der Sakralkunst erfolgt, mit einer teilweise radikalen Umgestaltung nicht nur der Bauwerke, sondern auch ihrer Ausstattung von den Altären, Kanzeln, Gestühlen bis zu den Gefäßen und Gewändern kultischen Gebrauches, die – in Glanz und Pracht erscheinend – die Verherrlichung der „Ecclesia triumphans" verkünden sollten. Als treibende Kräfte erscheinen nun neben dem Weltklerus die unermüdlichen Kapuziner, die mit volkstümlichem Wort die Herzen zum Opfer zu bewegen wissen.

Im übrigen jedoch sind es jetzt nicht mehr Gemeinschaften geistlichen oder weltlichen Charakters, die wir als Träger kultureller oder künstlerischer Ansprüche vorfinden, sondern die Bürger als Einzelpersonen. Es sind die Angehörigen der in den Gemeinden zur politischen Führung gelangten Familien, zu einem Teil Nachkommen alter Ministerialensippen, zu einem andern Angehörige von Bauerngeschlechtern, denen unter den neuen Möglichkeiten eines freiheitlichen Staatswesens der Aufstieg nicht verwehrt war. Die nun sich entwickelnde bürgerliche Kultur hat in soziologischer Hinsicht ihr eigenes Gepräge. Aus Gründen, die wir hier nicht näher zu erörtern vermögen, die aber unmittelbar in der auf der Autonomie der Gemeinden beruhenden staatlichen Struktur der rätischen Republik wurzeln, trägt sie durchaus dezentralisierten Charakter, durchdringt also – wenn auch in verschiedener Intensität – das ganze Land. Das einzige größere städtische Gemeinwesen – Chur – war nicht die beherrschende Mitte geistigen Lebens, und es ist beispielsweise den Chronisten je und je aufgefallen, wie sehr der Bildungsstand im Engadin über das Niveau hinausreichte, das man sonst in bäuerlichen Gegenden anzutreffen gewohnt war. Es ist diesen Berichterstattern auch nicht entgangen, daß die Dörfer hier sich stattlicher präsentieren als anderwärts, ja daß – so sagt Sererhard – „manches Dorf eine Parade machet wie eine ziemlich schöne Stadt". Der Grund dieser Erscheinung liegt darin, daß hier das ländliche Herrenhaus nicht nur Sommersitz ist, sondern ständige Wohnung, daß es völlig aus dem bäuerlichen Lebenskreis herauswuchs und in seinem Gesamthabitus wie der inneren Einteilung nur eine entwickeltere Phase des Bauern-

hauses bildet. So steht es nicht isoliert als Repräsentant einer anderen Kaste im Dorfbild, vielmehr führen stufenweise andere, bescheidenere Bauten zu ihm hin, die – nur in knapperer Form – dasselbe sagen, für das er den bedeutenderen Ausdruck gefunden hat. Das gibt vielen Dörfern, aber nicht nur im Engadin – diesseits der Alpen gehören beispielsweise auch Malans und Grüsch dazu – die imposante geschlossene Gesamtform.

Wenn wir nun von der geistigen Haltung dieser bürgerlichen Kultur ein flüchtiges Wort einfügen wollen, so ist eines Zuges zu gedenken, der sie kennzeichnet: es ist der glückliche Ausgleich von Bodenständigkeit und Weltläufigkeit. Das wirtschaftliche Fundament des Wohlstandes, aus dem diese Kultur erwuchs, bildeten zum nicht geringen Teil die Veltliner Ämter und der Dienst in fremden Heeren. Es ist viel und leidenschaftlich gegen diese „Reisläuferei" und das in gewissem Sinne damit zusammenhängende Pensionenwesen geeifert worden. Vom Standpunkt des Kulturhistorikers aus gesehen, hat dieses Problem auch seine helle Seite: Der auswärtige Militärdienst öffnete dem Bündner die Welt, er brachte ihm – schon bevor die gewerbliche Emigration in größerem Umfang einsetzte – die Berührung mit fremden Ländern und Kulturen und, sofern er in einen höheren Offiziersrang emporgestiegen war, auch Verbindungen mit Kreisen, die sich differenziertere Lebensansprüche erfüllen konnten. Doch war die innere Form des Bündners gefestigt genug, so daß er nicht Gefahr lief, sich an das Fremde zu verlieren, vielmehr es vermochte, das ihm Gemäße sich anzugleichen.

Dies ist es denn auch, was den eigentlichen Reiz der bürgerlichen Wohnkultur Graubündens ausmacht: daß die internationale Formensprache des Zeitstiles hier gleichsam im heimischen Dialekt vorgetragen wird, und alle Werke der Baukunst und Innenausstattung ein recht eigentlich bündnerisches Grundgefühl durchdringt, von dessen Wesen wir noch später zu sprechen haben werden.

Mit solchen Gedanken sind wir nun schon der dritten – im Eingang unserer Betrachtungen gestellten – Frage nahe gekommen: welche Einflüsse wirkten im Laufe der Zeiten auf die bündnerische, oder allgemeiner gesprochen: die rätische Kultur ein?

Es ist nicht zu verwundern, daß man diese Frage bis in die

neuere Zeit ausschließlich im Sinne des wechselweisen Kräftespieles zwischen Süden und Norden betrachtete; denn der Weg über die Südpässe hat sich durch alle Jahrhunderte – von der Eingliederung Rätiens in das römische Imperium bis in jene Tage des 19. Jahrhunderts, da Graubünden mit dem Anspruch auf die Lukmanierbahn gegen das Gotthardprojekt unterlag – als die eigentliche Lebens- und Schicksalslinie des Landes erwiesen. Daneben wollen wir doch andere – zeitweilig wirkende – Einflüsse nicht übersehen. Besonders in kirchlich-kultureller Beziehung hatte, nachdem Rom in den Stürmen der Völkerwanderung dem Ansturm der nordischen Ankömmlinge unterlegen war, der Kulturraum der Adria, wo in Aquileja der Metropolitanbischof des östlichen Oberitaliens seinen Sitz hatte, an Bedeutung gewonnen. Im Zusammenhang damit muß die Funktion der Etschroute wieder in den Vordergrund getreten sein, eben jener Linie also, auf der ein Jahrtausend zuvor schon die Veneto-Illyrier ins Land gekommen waren. Nicht nur daß die Sprachforschung uns gezeigt hat, wie eine uralte, nur in Flurnamen überlieferte, mit der Märtyrerverehrung zusammenhängende Bezeichnung für Friedhof – das Wort Samartaila, von „ad sanctum martyrium", dem Ahnen des heute noch lebenden bayrisch-österreichischen „Marterl" – auf diesem Weg nach Graubünden gekommen ist[1]; wir treffen, auf der gleichen Linie wandernd, auch einen ganz bestimmten Typus des frühchristlichen Sakralbaues. Es ist die einschiffige Saalkirche mit der in die Apsis eingeschobenen, halbkreisförmigen, freistehenden Priesterbank, die sich vom adriatischen Küstengebiet nach Kärnten und von dort ins Südtirol bis nach Chur verfolgen läßt, wo sie allerdings nicht mehr offen vor unsern Augen liegt, sondern aus den Berichten einer früheren Grabung erschlossen werden muß. Dies sind gewiß nur schwache Spuren, aber in ihrer Bedeutung den Sterntalern in dem bekannten Märchen vergleichbar, die als Marken eines einmal gegangenen Weges wirkten.

Die geistreichen Untersuchungen des Zürcher Romanisten Jakob Jud über die bündner-romanische Kirchensprache[2] haben uns

---

[1] Siehe dazu A. Schorta in „Schweizerische Sprachforschung", herausgegeben v. d. Schweizerischen Landesbibliothek, Bern 1943 S. 23, und H. Glättli, Probleme der kirchlichen Toponomastik, Bd. V der Romanica Helvetica (1937) S. 13–79.

[2] Im Jahresbericht der Hist.-ant. Ges. Graubünden 1919.

jedoch anderseits klar gemacht, daß in dieser frühchristlichen Zeit auch aus dem Westen, von Gallien her, wo Lyon als geistliches Zentrum wirkte, Graubünden wesentliche Einflüsse empfangen haben muß. Wir werden uns aber keineswegs verleiten lassen, dieser Beobachtungen wegen ein Erlahmen oder auch nur eine wesentliche Minderung der Einflüsse aus dem Süden anzunehmen, es vielmehr ohne Schwanken mit Jud halten, wenn er sagt: „Bünden lag schon damals – also in der frühchristlichen Zeit – an einem Treffpunkt, wo italo-romanische und gallo-romanische Geistes-, Religions- und Sprachwellen ineinanderströmten und sich durchkreuzten." Was den kulturellen Zusammenhang mit dem Süden in frühchristlicher und frühmittelalterlicher Zeit anlangt, so müssen wir uns vor allem vergegenwärtigen, daß die Diözese Chur damals zum Erzbistum Mailand gehörte, daß also die kulturelle Bindung nach dieser Seite hin präponderierend gewesen sein dürfte. Daran scheint der zuerst nur sehr lose Anschluß Currätiens an das Frankenreich (um 536) zunächst nichts Wesentliches geändert zu haben. Dagegen wandelten sich die Dinge entscheidend durch die schon erwähnte Einführung der fränkischen Gauverfassung unter Karl dem Großen, auf die 843 dann noch die Loslösung der Diözese Chur von Mailand und ihre Eingliederung in den Metropolitanverband von Mainz erfolgte. Denn nun wiesen sowohl die politischen wie die kirchlichen Bindungen übereinstimmend nach Norden, und dies hatte weit in die Zukunft reichende Folgen. Damit waren recht eigentlich die Voraussetzungen für die Eigenart der kulturellen Haltung Graubündens geschaffen, die der Berner Romanist Karl Jaberg einmal mit den Worten charakterisiert: „Was die facies" – also das Antlitz – „von Romanisch-Bünden ganz wesentlich bestimmt, das ist die geistige Verbundenheit dieses sprachlich nach dem Süden schauenden Landes mit dem germanischen Kulturgebiet."[3] (Die Situation stellt sich hier also grundsätzlich anders dar als in der Westschweiz, wo die kulturelle und die sprachliche Verbundenheit mit dem Nachbarn kongruent sind.)

Wir werden uns über dieses Phänomen nicht wundern, wenn wir uns daran erinnern, daß die Träger kulturellen Lebens im Mittelalter – die Kirche und der Adel – mit dem Norden mehr als

---

[3] K. Jaberg, Sprachwissenschaftliche Forschungen und Erlebnisse, Bd. VI der Romanica Helvetica (1937) S. 25.

mit dem Süden liiert waren. Der Subordination der Diözese unter das Erzbistum Mainz wurde bereits gedacht; fügen wir noch hinzu, daß es nicht zuviel gesagt ist, wenn Robert von Planta die Ansicht äußert, der bischöfliche Hof sei von da an ein Zentrum der Germanisierung Currätiens gewesen. Jahrhundertelang sehen wir die Bischofsliste von deutschen Namen beherrscht, und auch im Katalog der Domherren bilden die Ankömmlinge aus der deutschsprachigen Nachbarschaft – dem Vorarlberg, Österreich, Schwaben und der deutschen Schweiz – das stärkste Kontingent.

Was aber den Adel anlangt, so konnte es nicht ausbleiben, daß nach der Zuteilung Rätiens an das Herzogtum Schwaben (im Jahre 916) mit der Entwicklung des Lehenswesens das alemannische Element in diesem Stande immer mehr das Übergewicht bekam. Heute noch sichtbare Merkzeichen dieses Vorganges bilden die zahlreichen deutschen Burgennamen, die als fremde Einsprengsel das Bild der romanischen Ortsnamenkarte durchsetzen. Daß in dem rätischen Paßland die Verkehrsbeziehungen zu den geographisch nahe verbundenen Nachbarländern – insbesondere auch zu den schwäbischen Handelshäusern – nicht ohne Wirkung bleiben konnten, bedarf wohl keiner Betonung.

Da es sich für uns hier aber vorwiegend um kulturelle Dinge handelt, so wird uns auch die Frage interessieren, wo sich die jungen Bündner das Rüstzeug höherer Bildung holten. Und hier erweist es sich nun, daß alsbald nach der Gründung von Universitäten im Norden der Alpen die Bedeutung der italienischen Bildungsstätten – insbesondere von Bologna – für Graubünden sich rasch minderte und deutschsprachige Hochschulen, vor allem Basel und Freiburg, später auch Heidelberg, Leipzig und Wittenberg, die bildungsbeflissenen Söhne der rätischen Berge an sich zogen. Es ist auch leicht zu verstehen, daß die geistige Bindung an die deutschsprechende Kulturwelt – und hier insbesondere an die deutsche Schweiz – durch die Reformation für die zur neuen Lehre übergetretenen Landesteile eine Verstärkung erfuhr, die um so nachhaltiger wirken mußte, als sie vom Gleichklang religiöser Überzeugungen getragen wurde.

Alle diese Hinweise sollen jedoch nicht bedeuten, daß der Süden in der Polyphonie des kulturellen Lebens nicht eine leitende Stimme behalten hätte, und wie sich nun dieser Wechselgesang von nördlichen und südlichen Einflüssen abspielte, das möge – um

vom Allgemeinen ins Greifbarere zu gelangen – am Beispiel der Kunstgeschichte mit einigen Worten illustriert werden. Deutlich erkennen wir hier die Nähe des Südens, wenn wir auch diesseits des Alpenkammes dem schlanken romanischen Campanile mit dem niederen stumpfen Zeltdach begegnen, aber heimlicher, nur im Hintergrund, spüren wir seine Einwirkung in der künstlerischen Haltung jener Fresken, die uns an mehreren Orten ein wohl einheimischer Maler der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts hinterlassen hat. Beim ersten Anblick scheinen sie uns durchaus im Kreis der süddeutschen Kunst ihrer Zeit zu stehen, doch erkennen wir bald eine stärkere räumliche Fülle, der gegenüber die Werke deutscher Meister flach erscheinen. Da sie aber doch nicht die Plastizität italienischer Trecentomalerei erreichen, so dürfen wir sie fast als Gleichnisse der kulturellen Grenzstellung des Landes betrachten.

In den Werken der plastischen Kunst der Epoche der Früh- und Hochgotik erweist sich in den nordalpinen Tälern Graubündens aber eindeutig die Verbindung mit dem deutschen Kulturkreis, vor allem mit Konstanz, Schwaben und in geringerem Maße auch Salzburg als bestimmend.

Reizvoll ist es dann, zu beobachten, wie sich in der Spätgotik über dem Alpenscheitel die Wellenkämme kreuzen. Denn wir sehen quattrocentistische Wandmalereien durchaus lombardischen Charakters vom Tessin her über den Lukmanier das Vorderrheintal herab bis nach Brigels vordringen, während jene mächtige Woge kirchlicher Bautätigkeit der Spätgotik, von der schon die Rede war, über den Kamm hinweg bis ins Puschlav hineinrollt.

Als führende Meister dieser in ihrer Breite imposanten Baubewegung finden wir vor allem Bauleute aus den österreichischen Ländern, während die Altarplastik, die sich reich und glänzend entfaltet, vorwiegend dem schwäbischen Kunstkreis – vom Bodensee bis hinauf nach Ulm – angehört. Auch sie bleibt nun nicht vor den Pässen stehen, ja das größte und letzte der uns bekannten Altarwerke des Memminger Meisters Yvo Strigel stand mit noch anderen, die wie Nebensonnen den prunkvollen Hauptaltar begleiteten, in Santa Maria im Calancatal.

Mit dem Anbruch der im Gefolge der Gegenreformation einherschreitenden barocken Bautätigkeit führt der Süden wieder die Melodie, aber gegen das Ende dieser Ära steht dann mit der

Klosterkirche zu Disentis ein Werk, das einen im deutschen Kulturkreis entwickelten Bautypus – die dreischiffige Hallenkirche nach dem sogenannten Vorarlberger Schema – in freier und großzügiger Raumschönheit verkörpert.

Blickt man so über das Wellenspiel der aus der Fremde einfließenden Strömungen, so könnte man argwöhnen, daß in der kulturellen Situation Graubündens das einzig Dauernde der Wechsel sei. Doch ist es wie bei den Schaumkronen der Brandung, die den beständig bleibenden Grund nur verschleiern, und wir berufen uns hier noch einmal auf den Romanisten Jaberg, der vom Blickpunkt seiner Wissenschaft aus den Tatbestand mit den Worten charakterisierte: „Die Kulturelemente verschiedener Völker kraft angeborener Charaktereigenschaften zu einer selbständigen Sonderkultur verschmolzen zu haben, das ist das eigenste Verdienst der Bündner."

Wir brauchen zum Beweis dieser im Bündner Volk wirksam gewesenen Kraft zur Verarbeitung fremder Kulturelemente nicht auf eine differenzierte Untersuchung einzutreten, denn wohl jeder, der einmal in Graubünden gereist ist – und es dürften wenige von Ihnen sein, denen dies versagt blieb –, wird den Eindruck mit sich genommen haben, daß er sich in einer besonderen, in ihren kulturellen Äußerungen durchaus geschlossenen und eigenartigen Welt bewegte. Suchen wir nach einem die Werke früherer Baukunst durchdringenden einheitlichen Zug, so finden wir die Neigung zum Kräftigen und Fülligen, den Sinn für die Darstellung des Schweren und Massigen als einen Grundzug bündnerischer Ausdrucksformen.

Am eindrucksvollsten spricht sich dieser Geist in der Churer Kathedrale aus, die den Eintretenden wie eine mächtige Felsenhöhle umfängt und deren ungefüge Plastiken noch halb im Urschlaf eines archaischen Zustandes befangen zu sein scheinen. Eine kristallhaft konzentrierte Darstellung des gleichen Grundzuges zum Massenschweren ist vor allem das Engadiner Haus, mit der kubischen Wucht seines Baukörpers und der gedrungenen Kraft des gewölbten Sulèrs. Und es ist sicher kein Zufall, daß sich dieser Typus zu einer Zeit ausformte, als sich der Engadiner auch in sprachlicher Hinsicht auf seine Eigenart besann und das heimische Idiom in den Rang einer Schriftsprache erhob.

Aber auch dort, wo sich dieser Grundzug bündnerischer Formgebung nicht in so reiner Darstellung zeigt wie im Engadiner Haus, ist er als durchgehender Begleitton deutlich hörbar, ja er teilt sich als Emanation des „genius loci" auch den Werken zugewanderter Meister mit, so daß etwa die schon erwähnten spätgotischen Kirchen österreichischer Bauleute sich durch eine gewisse Gedrungenheit des Wuchses von den gleichzeitigen Werken in anderen Gegenden spürbar unterscheiden. Sogar die sakralen Barockbauten italienischen Gepräges im Oberhalbstein oder den Tälern am Vorderrhein zeigen einen etwas anderen, schwereren und gelasseneren Gesamthabitus als die Kirchen des Tessins oder auch des Veltlins.

Wenn man nun auch zugeben muß, daß die im späteren Mittelalter entstandenen zahlreichen Schnitzaltäre reinen Import darstellen, so darf man dabei nicht vergessen, daß sich die Gefühlslage eines Volkes nicht nur in dem ausspricht, was es selbst hervorbringt, sondern auch darin, was es für schön und des Erwerbens und Besitzens für wert hält. Und so können wir es verstehen, daß gerade die stäte Lebensruhe und naturwüchsige Daseinskraft der schwäbischen Plastik im Gemüt des Bündners an eine gleichgestimmte Saite rührte.

Damit kommen wir zum Schluß. Die Eigenstaatlichkeit Graubündens – eine der Bedingungen für die Entwicklung einer bündnerischen Sonderkultur – fand in der Mediationszeit (1803) durch die Eingliederung der alten rätischen Republik in die Eidgenossenschaft ihr Ende. Damit begann eine neue Epoche in der Geschichte Graubündens, von der zu sprechen nicht mehr unsere Aufgabe ist. Auch das haben wir nicht mehr darzulegen, welche Umschichtungen die neue Zeit, die Anpassung an die modernen Verkehrsmittel und die Entwicklung Graubündens zu einem Lande der Gaststätten zur Folge hatte. Die Ergebnisse liegen vor Ihren Augen. Es wird Ihnen aber trotzdem nicht verborgen bleiben, wie auch jetzt noch im Heute das Gestern und Vorgestern hier wirksam ist, und es mag Sie vielleicht dabei etwas von dem beinahe geheimnisschweren Ton anrühren, den Gilg Tschudi in die Worte des Titels eines seiner Werke legte: „Die uralt alpisch Rhetia."